

Tessa Hale

Legacy of Shadows
(Band 1)

Übersetzt von Helga Köller



Legacy
of
Shadows

TESSA HALE

ROMAN
VAJONA

Prolog

Vor acht Jahren

Neun Jahre alt

Alles war schwarz – so erdrückend, dass ich kaum atmen konnte. Jedes Stück Stoff schien mich zu ersticken.

Die Trauernden drängten sich um das Grab und murmelten Worte des Beileids. Mom stand versteinert neben mir und starrte ausdruckslos ins Leere.

Ich wollte schreien. Alles fühlte sich falsch an.

Dad hätte diesen Tag verabscheut – das Schwarz, die Förmlichkeit, die Heuchelei.

Wäre er hier gewesen, hätte er mir leise ins Ohr geflüstert, dass der Hut dieser Frau wie ein Vogel aussehe, der gleich abhebt. Aber er war nicht hier. Und er würde nie wieder hier sein.

Mein Hals brannte und zog sich immer enger zusammen. Ich straffte die Schultern. Vor all diesen Menschen – erst recht vor Mom – durfte ich keine Schwäche zeigen. Sie würde sonst ausrasten. Als Dad an Krebs starb und mir die Tränen kamen, schrie sie: »Hör sofort auf! Ich kann deine hysterischen Anfälle nicht ausstehen!«

Ich verstummte und verschwand für eine Woche im Wald hinter dem Haus. Zwischen den Bäumen verkroch ich mich und dachte an Dad. Hier hatte er mir gezeigt, wie man mit Stöcken und trockenem Gras Feuer macht.

Doch die Erinnerungen halfen nicht, es brodelte trotzdem weiter.

In meinem Bauch staute sich alles, mit jedem Atemzug wuchs der Druck. Ich biss mir auf die Innenseite der Wange, um nicht zu schreien. Dabei wollte ich das Grauen, das mich innerlich auffraß, herauslassen.

Ein schwarz gekleideter Pfarrer trat vor den Sarg.

Seit unserer Ankunft hatte ich versucht, ihn zu ignorieren. Dad wollte keine Beerdigung, sondern eine Feuerbestattung, damit wir seine Asche in der Natur verstreuen konnten. Meine Mutter hatte nichts davon wissen wollen. Jetzt starrte ich auf den dunklen, glänzenden Sarg, der mir wie ein Monster vorkam.

Mir blieb nichts anderes übrig, als nach vorn zu schauen – auf das Gefängnis, in dem mein Dad für immer verschwinden würde. Panik durchzuckte mich. Mein Hals zog sich zu.

Ich atmete flach und stoßweise. Die Luft schien winzige Stacheln zu haben, die mich im Inneren zerfetzten. Ich konnte nicht mit ansehen, wie sie Dad in die Erde ließen.

Auf einmal drückte jemand meine Hand, und das vertraute Kribbeln durchströmte mich. Nur eine Person hatte diese Wirkung.

Ich schaute zur Seite und mir kamen die Tränen.

Colt. Der Junge, mit dem ich jeden Sommer verbracht hatte, seit ich laufen konnte. Der Sohn von Dads bestem Freund. Er

war immer meine Zuflucht. Auch wenn wir uns monatelang aus den Augen verloren, zehrte ich von den Erinnerungen an unsere gemeinsamen Sommer.

»Was macht ihr hier?«, fauchte Mom.

Andrew Carrington, Colts Vater, sah sie vorwurfsvoll an. »Ich will mich von meinem besten Freund verabschieden. Du hättest uns ruhig benachrichtigen können.«

Ich musterte Mom misstrauisch. Sie hatte behauptet, sie hätten keine Zeit und könnten nicht kommen.

Ihr stieg die Röte in die Wangen. »Ich habe dir doch gesagt, was du tun kannst. Du warst nicht interessiert.«

Andrew presste die Zähne aufeinander. »Nicht hier, Maryanne.«

»Natürlich nicht«, schnaubte sie.

In diesem Moment eröffnete der Pfarrer die Zeremonie. »Meine Damen und Herren, wir haben uns heute versammelt, um das außergewöhnliche Leben von Douglas Carmichael zu würdigen.«

Die nächste Welle der Panik rollte heran und überwältigte mich. Meine Brust brannte, schwarze Punkte tanzten vor meinen Augen.

»LeeLee?«, flüsterte Colt besorgt.

»Ich kann nicht«, presste ich hervor.

Er drückte meine Hand fester. »Komm mit.«

Dann zog er mich durch die Menge. Ohne auf das Getuschel zu achten, marschierte er an den Gräbern vorbei, bis in den dahinter liegenden Wald. Erst dort verlangsamte er seine Schritte. Er setzte mich auf einen umgestürzten Baumstamm, hockte sich hin und legte mir die Hände auf die Wangen.

»Atme, LeeLee. So wie ich.«

Ich versuchte, Colts Atemrhythmus zu folgen, doch meine Lunge gehorchte nicht. Schließlich trieb es mir doch die Tränen in die Augen. Sie brannten auf meiner Haut.

Er fluchte und schlang mir die Arme um die Schultern. Je mehr ich schluchzte, desto fester drückte er mich. »LeeLee, ist ja gut. Ich bin bei dir.«

Damit riss er meine Schutzmauer ein. Ich weinte heftiger und bebte am ganzen Körper. Zehn Tage hatte ich alle Gefühle in mich hineingefressen, bis mich der Schmerz fast zerriss. Jetzt war der Damm gebrochen und es gab kein Halten mehr.

»Es tut mir so leid«, flüsterte Colt mir immer wieder ins Ohr. Es waren sinnlose Worte, und doch trösteten sie mich. Die Gewissheit, dass ich nicht allein war, half mir.

Nach und nach beruhigte ich mich und sank erschöpft an seine Schulter.

»Ich hab Angst«, sagte ich leise.

Er löste sich von mir, nahm meine Hände und sah mir ins Gesicht. »Wegen deiner Mutter?«

Er kannte mich so gut.

»Ich will nicht mit ihr allein sein.«

Wir hatten uns nie nahegestanden. Während es Dad zunehmend schlechter ging und sie sich mehr um mich kümmern musste, war sie immer grausamer geworden.

Colt verzog das Gesicht. »Du kannst doch zu mir und Dad ziehen.«

Ein kleines bisschen Hoffnung flackerte in mir auf. »Glaubst du, sie würde mich gehen lassen?«

»Vielleicht. Wir versuchen es einfach. Dad hat bestimmt nichts dagegen.« Er warf einen Blick über die Schulter in Richtung Friedhof. »Wir sollten zurückgehen, sonst kriegen wir noch Ärger.«

Ich presste die Lippen zusammen. Mom würde ausrasten, wenn sie uns hier sah.

Er zog mich hoch, und wir gingen Hand in Hand zurück.

Vom Waldrand drangen aufgebrauchte Stimmen zu uns.

»Du scherst dich kein bisschen um uns! Das weiß ich genau! Leighton ist nicht das, was du denkst. Sobald du das merkst, lässt du sie fallen, weil sie dir nichts nützt«, zischte Mom.

Ich runzelte die Stirn und sah Colt fragend an, doch er starrte wütend geradeaus.

»Sie muss geschützt werden«, protestierte Andrew.

»Wie willst du das denn anstellen? Da bin ich aber gespannt!«, spottete Mom. »Ich lasse nicht zu, dass sie in deiner Welt zugrunde geht.«

»Maryanne ...«

Als wir aus dem Schatten der Bäume traten, starrten uns beide an. Mom stürzte auf mich zu, packte meinen Arm und zerrte daran. »Wir gehen«, befahl sie.

Ich warf Colt einen panischen Blick zu. Er klammerte sich an mich und rief: »Dad, sie kann doch bei uns wohnen! Sie will es auch!«

Mom stieß ein ekelhaftes, verzerrtes Lachen aus. »Als ob ich sie bei euch lasse! Sie ist *meine* Tochter. Lasst uns in Ruhe!«

Der Schreck fuhr mir in die Glieder. Innerlich zerriss es mich.

»Maryanne, bitte«, sagte Andrew leise. »Tu das nicht.«

»Lass uns in Ruhe! Du weißt genau, was dir sonst droht.«

Dann packte sie mich mit eisernem Griff und schleifte mich zum Parkplatz. Mir schossen Tränen in die Augen, alles verschwamm. Colt brüllte meinen Namen und wollte uns folgen, doch sein Vater hielt ihn zurück.

Ich versuchte, mich zu befreien, und schrie: »Colt!«

»Halt die Klappe!«, zischte Mom und rüttelte an mir. »Du hast mich zum letzten Mal blamiert. Benimm dich, sonst bereust du es.«

Ich presste die Lippen zusammen, konnte die Schluchzer aber nicht zurückhalten.

Mom schubste mich auf den Rücksitz des Autos. Ich drückte den Kopf gegen die kalte Heckscheibe, um Colt nicht aus den Augen zu verlieren. Er war mein letzter Halt und dann war er fort.

Kapitel I

Heute

Siebzehn Jahre alt

»Nächste Bestellung!«, rief Sal.

Ich stieß mich vom Tresen ab. Ein scharfer Schmerz fuhr von meiner geprellten Seite bis in den Rücken. Ich zuckte zusammen und zischte.

Betsy, die gerade Besteck in Servietten wickelte, sah auf und zog misstrauisch die Brauen zusammen. »Alles okay?«

Ich biss mir auf die Innenseite der Wange, um keine Miene zu verziehen. Dann nickte ich. »Ich habe mir heute früh beim Rucksackpacken den Rücken gezerrt.«

Sie musterte mich, sagte nichts – doch in ihren Augen sah ich, dass sie mich durchschaut hatte. »Willst du freinehmen?«

»Nein!«, platzte es viel zu schnell aus mir heraus. Die Angst kroch mir in jede Faser. Wenn ich mit achtzehn überhaupt eine

Chance auf Freiheit haben wollte, durfte ich keine Schicht verpassen.

Ich schloss die Augen und stellte mir mein künftiges Leben vor. Solche Träume und die Erinnerungen an Colt hielten mich in den schlimmsten Phasen aufrecht. Allein sein Name ließ den Schmerz in meiner Brust aufflammen. Dass er nicht mehr bei mir war, war heute noch schmerzhafter als vor acht Jahren. Streng genommen quälte mich die Trennung sogar mehr als damals; es war, als hätte die Zeit den Kummer nur verschärft. Doch dann holte mich die Gegenwart ein. Ich schluckte alles hinunter, öffnete die Augen und stellte mich der Realität.

Das Diner roch nach fettigem Essen. In meinem Nacken hatte sich Schweiß gesammelt, weil ich seit Stunden keine Pause eingelegt hatte. Schmerz strömte durch meinen Oberkörper.

Ich schleppte mich zur Durchreiche, wo Sal mir durch die Öffnung zunickte. »Links, Kleine.«

Seit drei Jahren arbeitete ich hier und er nannte mich noch immer »Kleine«. Als wäre es einfacher für ihn, sich nicht um mich zu scheren, solange er meinen richtigen Namen nicht verwendete.

»Danke, Sal.«

Aber ich sprach seinen Namen immer aus – als stille Gegenwehr, mit jeder Silbe.

Er grunzte nur und schob mir die Teller zu.

Ich balancierte einen Burger und ein Patty Melt zu Tisch drei, an dem zwei Mädchen aus meiner Klasse saßen. Bei jedem Schritt protestierte mein Rücken.

Als ich näherkam, schnappte ich Gesprächsfetzen ihrer

angeregten Unterhaltung auf. Sie analysierten die Textnachrichten eines Typen bis ins Detail, sogar, wie er heute *Hey* gesagt hatte.

Ihre Stimmen rauschten an mir vorbei, und doch breitete sich in mir ein Loch aus, das nie wieder heilen würde. Die Vorstellung, dass meine größte Sorge darin bestünde, ob ein Junge auf mich steht, wirkte absurd.

Ich schob die Teller auf den Tisch, ohne die Mädchen anzusehen. »Ein Cheeseburger und ein Patty Melt. Kann ich euch noch was bringen?«, fragte ich.

Die eine starrte weiter auf ihr Handy und murmelte »Danke.« Die andere hob den Kopf, nahm mich aber gar nicht wahr, als sähe sie durch mich hindurch.

Nichts Neues, denn genau das wollte ich. Diese Unsichtbarkeit war meine beste Tarnung – selbst gewählt. Wer mich nicht wahrnahm, stellte keine Fragen.

»Eine Cola light.«

Ich nickte und steuerte mit ihrem Glas die Theke an.

Doch als jemand vorbeiging, blieb ich wie angewurzelt stehen. Mein Puls raste und ich blinzelte verwirrt, als müsste ich den Anblick wegwischen. Diese unverkennbare Haarfarbe – eine Mischung aus Braun, Blond und Rot – ließ mein Herz einen Moment aussetzen. Colt. Ich vermisste ihn so sehr, dass ich ihn überall heraufbeschwor.

Ich wandte mich abrupt ab und füllte das Glas hinter dem Tresen. Das Mädchen hieß wohl Corinne, aber sicher war ich nicht, denn ich mied jeden näheren Kontakt mit meinen Mitschülern. So ließ es sich leichter aushalten, nicht dazuzugehören.

»Tisch fünf«, sagte Betsy, während sie die Ketchupflaschen auffüllte.

»Danke.«

Ich umrundete den Tresen, stellte die Cola bei den Mädchen ab – sie blickten diesmal gar nicht auf – und ging weiter. An Tisch vier saß eine glückliche Familie. Ich kontrollierte, ob ihre Gläser gefüllt waren, und setzte meinen Weg fort, bis ich vor Tisch fünf stand.

Ich zog den Bestellblock aus der Gesäßtasche und starrte auf das linierte Blatt. »Willkommen im Down Home. Was darf's sein?«

»Was kannst du denn empfehlen?«

Die raue Männerstimme ließ mich erstarren. Ein Schauer lief mir über den Rücken. Wie ferngesteuert hob ich den Blick – ein Fehler.

Der Mann sah anders aus als alle Menschen, denen ich je begegnet war. Er war in meinem Alter, aber ein Hüne. Selbst im Sitzen würde er mich um einen Kopf überragen. Sein T-Shirt spannte sich über Muskeln, die keinen Zweifel daran ließen, dass es keine gute Idee war, sich mit ihm anzulegen.

Er hatte kurzes, dunkles Haar. Eine Narbe zog sich durch seine rechte Braue. Am auffälligsten waren allerdings seine Augen.

Sie konnten unmöglich von dieser Welt sein. Dieses bernsteinfarbene Leuchten ließ mich den Atem anhalten. Doch je länger ich hinsah, desto deutlicher spürte ich die Kälte darin – ein Widerspruch, der mich frösteln ließ.

Mein Herz raste. Plötzlich wollte ich einfach nur weg. Er war ein Raubtier, ich seine Beute.

Atemlos stammelte ich: »Ich finde das Truthahnsandwich lecker.«

Er reichte mir die Speisekarte. »Das nehme ich. Dazu Pommes und 'ne Cola.«

Ich fasste nach der Karte, doch er ließ nicht los. Mühsam unterdrückte ich das Zittern. »Kann ich noch was bringen?«

»Nee.«

Endlich gab er die Karte frei. Mit flacher Atmung steuerte ich die Küche an, beinahe wäre ich gerannt.

Im Laufe der Jahre hatte sich mein Instinkt geschärft – geformt durch unzählige schmerzhaft Erfahrungen. Ich konnte mich darauf verlassen. So attraktiv er auch war, mein Instinkt flüsterte, dass er mich mit einer einzigen Bewegung vernichten könnte.

Kapitel 2

Ich wartete auf das Essen des geheimnisvollen Mannes und kaute nervös an meiner Lippe. Immer wieder fiel mein Blick auf seine bernsteinfarbenen Augen. Die Narbe ließ sein ohnehin markantes Gesicht noch härter wirken.

Am liebsten hätte ich ihn mit Fragen bombardiert. Woher hatte er sie?

Ein harmloser Unfall in der Kindheit?

Oder etwas Unheimliches, das zu seiner finsternen Aura passte?

Seine Ausstrahlung war düster, doch es war die Grausamkeit in seinem Blick, die mich frösteln ließ.

Als sich völlig überraschend eine Hand auf meine Schulter legte, zuckte ich zusammen und fuhr herum.

Betsy zog die Brauen zusammen. »Was ist denn in letzter Zeit mit dir los?«

Ich presste ein Lachen hervor, das selbst in meinen Ohren falsch klang. »Ich war nur wieder in Gedanken.«

Sie verengte misstrauisch die Augen, als hätte sie das Wort

Blödsinn schon auf der Zunge. »Sag Sal, er soll dir dein Essen geben, bevor du Feierabend machst.«

Wärme breitete sich in mir aus. Trotz ihrer rauen Art achtete sie darauf, dass ich während meiner Schicht wenigstens eine anständige Mahlzeit bekam. Jedes Mal behauptete sie, sie hätte zu viel eingekauft und müsse mir den »Überschuss« geben, dabei war es nur ihre Art, sich um mich zu kümmern. Außerdem schenkte sie mir zu Weihnachten und zum Geburtstag immer etwas. Es waren die einzigen Geschenke, die ich auspackte.

»Mach ich. Danke, B.«

Daraufhin schüttelte sie nur den Kopf und stapfte ins Hinterzimmer. Dankbarkeit anzunehmen, war nicht ihre Stärke; sie brachte sie nur in Verlegenheit.

Kaum war sie verschwunden, ertönte die Glocke an der Durchreiche. »Bestellung fertig!«, rief Sal, als stünde ich nicht direkt daneben.

Ich starrte das Truthahnsandwich für Tisch fünf an und fragte mich, ob es ihm überhaupt schmecken würde. Der absurde Gedanke, er könnte mir die Kehle durchschneiden, wenn es ihm nicht gefiel, ließ mich zusammenzucken – doch ich unterdrückte ihn sofort. Ich schüttelte den Kopf, schnappte mir den Teller und wich einigen Gästen aus. Die Augen gesenkt, um seinem Blick nicht zu begegnen, schob ich das Sandwich auf den Tisch.

»Kann ich noch was bringen?«, fragte ich leise.

Keine Antwort. Als ich ihn ansah, breitete sich ein mulmiges Gefühl in mir aus.

»Wie heißt du?«

Meine Kehle war auf einmal staubtrocken. Ich sollte ihm meinen Namen besser nicht sagen, doch ich hatte keine Wahl. »Leighton«, flüsterte ich kaum hörbar.

Für einen Atemzug lag Stille zwischen uns. Dann spannte sich sein Kiefer, als ginge ihm allein sein Klang gegen den Strich.

»Wie lange arbeitest du schon hier?«, fragte er schroff.

Komische Frage. Wer interessierte sich dafür? War das ein schräger Anmachspruch, oder quetschte er mich wie eine Verdächtige aus, bevor er sein Urteil fällte?

»Drei Jahre.«

Er hob ganz leicht die Brauen, wodurch seine Narbe stärker hervortrat. Ohne mein Gespür für solche Details hätte ich das vermutlich gar nicht bemerkt.

»Wie alt warst du da? Vierzehn?«

»Ja.« Warum antwortete ich überhaupt? Es schien, als hätte ich die Kontrolle über meinen Mund verloren.

Er zog ein finsternes Gesicht, seine Augen verdunkelten sich und ich stolperte einen Schritt zurück. Jemand prallte gegen mich, genau auf die blauen Flecken. Ein Schrei entfuhr mir.

Der Mann von Tisch fünf sprang auf, schubste den Jungen beiseite, der mich angerempelt hatte, und fuhr ihn an: »Pass doch auf!«

Es war Brian. In der Schule ging ich ihm aus dem Weg – aus gutem Grund. Er murrte und wollte einen Spruch loslassen, sah dann aber meinen »Beschützer« und erblasste. »Ich hab sie nicht gesehen, Mann.«

Der Fremde starrte ihn an. »Dann mach die Augen auf!« Jedes seiner Worte bebte vor unkontrollierter Wut.

»J-ja, klar. Tut mir leid«, stammelte Brian und eilte zu seinen Freunden.

Der Mann drehte sich um, streckte die Hand nach mir aus und zog sie wieder zurück. »Alles okay?«

Ich nickte knapp. »Ja, ich ... muss kurz was erledigen«, sagte ich leise, ehe ich durch den Gang in den Pausenraum hastete und nach Luft rang.

Panik legte sich wie ein dunkler Schleier über mich, doch ich kämpfte dagegen an. Erinnerungen stürmten auf mich ein. Schläge, Ohrfeigen, das Brennen. Ich krallte die Nägel in die Handflächen, bis der Schmerz die Bilder vertrieb. »Ich bin in Sicherheit«, flüsterte ich immer wieder – mein Mantra, bis sich mein Atem beruhigte.

Allmählich wich die Dunkelheit und meine Atmung normalisierte sich. Ich zuckte zusammen, weil ich mich wie eine Idiotin benommen hatte. Ich musste mich bei dem Gast von Tisch fünf entschuldigen.

Also eilte ich zurück, doch dort saß niemand mehr. Der Mann war verschwunden, das Sandwich lag unangetastet auf dem Teller, daneben zwei Hunderter.

Ein Schauer lief mir den Rücken hinunter. Ich hastete zum Fenster, doch der Fremde war nirgends zu sehen, als hätte es ihn nie gegeben.

Kapitel 3

Als ich das Restaurant verließ, dämmerte es bereits. Ich ließ den Blick über die stillen Straßen der Innenstadt schweifen, auf der Hut vor allem, was Ärger bedeuten könnte – dem geheimnisvollen Fremden, Brian ... oder was sonst in den Schatten lauerte. Doch da war nichts.

Ich hoffte, dass sich meine Atmung von selbst beruhigte, doch sie tat mir diesen Gefallen nicht. Meine Muskeln waren so verspannt, dass jeder Atemzug schmerzte.

Aber ich war an Schmerzen gewöhnt und konnte weitermachen, egal wie sehr es wehtat. Also ignorierte ich es und setzte mich in Bewegung.

Ringsum zogen Menschen an mir vorbei, die auf dem Weg zum Essen oder ins Kino waren. Leute, die einfach ihr Leben lebten. Für mich war das eine andere Welt. Wie wäre es wohl, einfach zu existieren, ohne dass Angst und Sorge einen wie eine ständige Last niederdrückten?

Kurz vor dem nächsten Block verlangsamte ich meine Schritte, als jemand um die Ecke kam. Ich blieb an der Bord-

steinkante hängen und stolperte. Als ich mich aufrichtete, versuchte ich die Person genauer zu erkennen.

Der Mann hatte einen Höcker auf der Nase. Bei dessen Anblick zuckte ich zusammen, denn seine Nase sah aus wie Colts, nachdem er als Sechsjähriger einen Baseball ins Gesicht bekommen hatte. Auch andere Züge weckten Erinnerungen an meinen besten Freund. Mein Gehirn füllte die Lücken der letzten acht Jahre, in denen ich nichts von Colt gehört oder gesehen hatte.

Als der Mann aus meinem Blickfeld verschwand, blinzelte ich verwundert. Jetzt ähnelte er Colt überhaupt nicht mehr. Seine Schultern waren zu breit und sein Haar zu dunkel.

Super, Leighton, du siehst schon Gespenster. Kein Wunder, dass ich ihn überall sah – ich war einfach zu lange allein.

In diesem Moment übermannte mich eine Erinnerung, und ein Stich durchzuckte mein Herz. Colt und ich jagten uns im Regen über ein Feld und lachten dabei.

Er war zu einem Symbol für bessere Zeiten geworden. Als alles noch einfach war. Als mein Vater noch lebte. Als nicht alles in Scherben lag.

Der Gedanke löste sich in Luft auf, als mir der Rucksack in die Seite knallte. Mit schmerzverzerrtem Gesicht biss ich mir auf die Lippe und unterdrückte einen Schrei. Echt saublöd von mir. *Das hast du davon, dass du an einem Leben klebst, das es schon lange nicht mehr gibt.*

Ich rückte den Rucksack zurecht, damit er nicht auf die Blutergüsse drückte, und stapfte weiter. Zwar schnitten mir jetzt die Träger in die Schultern, aber das war auszuhalten. Zumindest war es nicht mehr so furchtbar schwül. Der Herbst

hielt Einzug in unsere kleine Stadt in Louisiana und ich war heilfroh darüber.

Nachdem ich um die Ecke gebogen war, durchquerte ich mein Lieblingsviertel, dessen gepflegte Häuser mit Blumen und Pflanzen geschmückt waren. Einmal hatte ich einen Blumentopf von meinem Ersparten gekauft. Doch meine Mutter hatte die Astern ausgerissen und das Ganze als Geldverschwendung bezeichnet. Alkohol und Zigaretten galten offenbar nicht als Verschwendung.

Irgendwann wollte ich so viele Blumen haben, dass ich mich darin verlieren könnte. Dafür musste ich nur das letzte Schuljahr überstehen und eines der Stipendien ergattern, für die ich mich beworben hatte. Dann könnte ich endlich alles hinter mir lassen. Mit der nächsten Abzweigung änderte sich das Bild. Die Gebäude waren leicht heruntergekommen, die Fassaden ausgebleicht und die Rasenflächen löchrig. Auf dem Heimweg wappnete ich mich gegen alles – mit jedem schäbigen Haus ein Stück mehr. Denn was auch immer kam, es war nie gut.

Als ich meine Straße erreichte, blickte ich auf Behausungen in Farben, die sich nur schwer benennen ließen. Entweder kämpften die Menschen so hart, um über Wasser zu bleiben, dass sie keine Kraft mehr für ihr Zuhause hatten, oder es war ihnen längst egal. Der Putz bröckelte, die Vorgärten waren verwildert und es lag Müll herum.

Schließlich bog ich in unsere rissige Auffahrt ein und hielt abrupt inne, als jemand rief: »Du bist spät dran!«

Ihre Stimme klang, als hätte sie mit Schmirgelpapier gegurgelt. Sie war so rau und abgehackt, als würden die Laute darum kämpfen, die Kehle zu verlassen.

Widerstrebend hob ich den Blick. Sie hatte es nicht verdient, *Mom* genannt zu werden – nicht einmal in Gedanken. Die Frau, die mich aufgezogen hatte, war nicht wiederzuerkennen. Warmherzig war sie nie, bestenfalls distanziert. Aber solange mein Vater lebte, hatte das keine Rolle gespielt.

Die einst gepflegte Frau war jetzt ein Wrack. Sie trug Jeansshorts, die wie Unterwäsche aussahen, ein fleckiges Tanktop und darunter neongrüne BH-Träger. Zwischen ihren Lippen hing eine Zigarette. Ihr dunkelbraunes Haar war totgebleicht, das verschmierte Make-up ließ sie wie einen Waschbären aussehen.

»Ich habe gesagt, du bist spät dran, Leighton«, fauchte sie.

»Ich hatte Schule«, erwiderte ich leise. Es war zwecklos, die Stimme zu erheben – das endete immer in einer Katastrophe. Also gab ich nur eine verhaltene Erklärung ab und hoffte, dass sie diese akzeptierte.

»Zeitverschwendung! Aus dir wird sowieso nichts!«

Ihre Worte brannten sich unter meine Haut und hinterließen Spuren, die zu den Sichtbaren passten. Sie wollte alles ungeschehen machen, was mein Vater je über mich gesagt hatte: dass ich klug, liebevoll und zu allem fähig war. Für Maryanne war ich immer ein Niemand.

Ich schwieg und wartete auf den nächsten Schlag. Doch sie war zu verkatert.

»Ich gehe heute Abend mit Chuck aus. Du putzt so lange das ganze Haus.«

Bei seinem Namen verkrampfte sich mein Körper. Maryannes Freund war genauso skrupellos, allerdings auf eine andere Art. Bei seinen Kommentaren kam mir jedes Mal die Galle

hoch. Mir war schlecht vor Angst, dass er sie eines Tages in die Tat umsetzen würde.

»Okay«, brachte ich hervor.

»Sprich lauter!«

»Okay«, wiederholte ich diesmal deutlich.

Sie kniff die Augen zusammen. »Widersprichst du mir etwa?«

Immer dasselbe. Erst ein Vorwurf, dann Ärger.

»Nein, Ma'am.«

Maryanne lachte bitter. »Vergiss nicht, dass ich dich jederzeit auf die Straße setzen kann. Also sieh zu, dass du dir deinen Unterhalt verdienst.«

Meine Kehle war wie zugeschnürt, ich nickte nur.

»Sieh zu, dass du verschwindest.«

Das musste sie mir nicht zweimal sagen. Ich hastete zur Garage. Der Rucksack schlug gegen die Prellungen, aber das war mir egal. Ich zog schnell den Schlüssel aus der Tasche und schlüpfte durch die Seitentür.

Drinnen war alles voller Gerümpel: alte Autoteile, kaputte Elektrogeräte und Kartons, die mit Zeitschriften gefüllt waren. Die zerbrochenen Dinge bildeten eine Schutzmauer zwischen mir und dem Rest der Welt.

Seit meinem sechzehnten Geburtstag stand mein Zimmer leer, und ich hatte mir hier ein provisorisches Zuhause geschaffen.

Zwischen den Stapeln hörte ich ein Miauen. Zum ersten Mal an diesem Tag huschte mir ein Lächeln übers Gesicht. »Ich komme!«, rief ich.

Briar antwortete sofort mit einem zweiten Maunzen. Ich

zwängte mich durch den ganzen Krempel in meine kleine Ecke: eine alte Matratze, ein paar Decken, eine Campinglaterne und ein selbst gebautes Regal aus Kisten. Nichts Besonderes, aber hier konnte ich atmen.

Als Briar sich an meine Beine schmiegte, stellte ich den Rucksack ab und hob sie hoch. Sie stupste mich ans Kinn. »Ich hab dich auch vermisst«, murmelte ich und kraulte ihr das Ohr, an dem die Spitze fehlte, seit ich sie gerettet hatte. Wem machte ich etwas vor? Sie hatte mich damals gerettet, nicht umgekehrt.

Ein Knarren ließ mich erstarren. Kam da jemand? Hektisch griff ich nach meinem Baseballschläger.

»LeeLee?«

Mein Herz setzte aus. Diese Stimme klang vertraut, obwohl acht Jahre vergangen waren. Unmöglich. Ich wollte gar nicht hinschauen, aus Angst, meine Hoffnung könnte mich täuschen.

»LeeLee ...«

Da war sie wieder. Langsam drehte ich mich um und blickte in braun-grüne Augen mit goldenen Sprenkeln, deren Farbe ich nie vergessen hatte.

»Colt?«, presste ich heiser hervor.